

III. Literaturbesprechungen

Besprechungssatz

Desintegration und Integration. Hält die Gesellschaft die Modernisierung aus?

Wilhelm Heitmeyer (Hg.): Was treibt die Gesellschaft auseinander?, Band 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997. 654 Seiten. ISBN 3-518-12004-2. Preis: DM 25,-.

Wilhelm Heitmeyer (Hg.): Was hält die Gesellschaft zusammen?, Band 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997. 484 Seiten. ISBN 3-518-12034-4. Preis: DM 25,-.

Die Moderne überholt sich, ausweisbar an den immer neuen Bindestrichgesellschaften, immer schneller selber. Während das Interesse an den sich überholenden Gesellschaften und Modernen aber ebenso rasch vergilbt wie neue inszeniert werden, ist die Neugier an ihrem Inneren, an der Binnentextur der Gesellschaften ungebrochen. Welche Gesellschaft oder welche Moderne auch immer: sie braucht, über den Begriff hinaus, etwas was sie eint, einen Lebensnerv, ein Aderensystem, ein Gerüst. Ganz in diesem Sinne befragt Wilhelm Heitmeyer im zweiten der hier zu besprechenden Bände mehr als ein Dutzend Autoren danach, was die Gesellschaft noch zusammenhalte. Diese Frage erscheint dann als besonders dringlich, wenn sich die Kohäsion von Gesellschaften abschwächt. Derzeit deute nämlich, so der Herausgeber in der Einleitung zum ersten ebensovielen Aufsätze enthaltenden Band, vieles darauf hin, „daß Desintegration zu einem Schlüsselbegriff zukünftiger, gesellschaftlicher Entwicklungen avancieren wird“ (I: 9). Die Gegenwart erscheint in der Tat, zumindest im Spiegel der Tagesschau und der zeitkritischen Literatur, nicht mehr im Lichte einer lichten Zukunft, sondern im Rotlicht künftiger Dystopien und Verwerfungen. Umso dringlicher muss man sich deshalb auch die Frage stellen, was die Gesellschaft noch anzubieten hat, um diese Entwicklung abzumildern, zu dämpfen, zu stoppen oder gar umzukehren. So passen die Bände zueinander; sie erheben komplementäre Fragen und der eine

scheint, zumindest in der Anlage, eine Auflösung der Rätsel des anderen zu versprechen.

Das Gerüst

Insofern insgesamt einunddreißig Autoren auf eine der beiden Fragen zu antworten versuchen, ist weder eine einheitliche Terminologie noch eine gleichartige Einschätzung der Sachlage noch ein gemeinsames Handlungsprogramm zu erwarten. Und schon gar nicht eine uniforme Theorie und ein gemeinsam miteinander geteilter Ausgangspunkt. Wenn der Herausgeber versucht, mit der Durkheimschen Anomietheorie eine Grundlage für die über dreißig Erörterungen zu legen, so ist das verdienstvoll. Ob dieser Ausgangspunkt ausreichend ist, um die zivilisatorische Dynamik, die zu den Erschütterungen und Verwerfungen in der Bundesrepublik Deutschland geführt haben (und dieser Kontext steht im Zentrum der Beiträge), muss indessen bezweifelt werden. Das zeigt sich schon im Desintegrationsband, in dem die angemahnte gemeinsame Grundlage höchst unterschiedlich akzeptiert, ausgelegt und auch durchaus in Frage gestellt wird. Der Integrationsband demonstriert, mit einer Vielzahl von Integrationskonzepten auf ebenfalls höchst unterschiedlicher Grundlage einen theoretisch und auch weltanschaulichen Pluralismus, der sich keiner gemeinsamen Ausgangs- und Theorielage fügt.

So muss man fragen, was den Herausgeber, der die Anomietheorie Durkheims zusammen mit Bohle, Kühnel und Sander in der Einleitung exponiert und für die allgegenwärtige Desintegrationsdebatte wiederzubeleben versucht (I: 9–29), zu diesem Griff bewogen hat. Erstens einmal richten sich alle Beiträge auf das spezifisch deutsche Geschehen. Viele der Beiträge stellen darüber hinaus die Situation in Ost- und Westdeutschland und deren Transformation in eine Republik in den Vordergrund. Auch hätten Karl Marx und Max Weber als Ausgangspunkt der Analyse dienen können, weil sie Durkheim vergleichbar annahmen, dass sich die Gesellschaft in einer tief greifenden Krise und an einem Wendepunkt befinde. Darüber hinaus haben beide, Marx und Weber, was in den vorliegenden Bän-

den eindeutig zu kurz kommt, den Aufstieg des Individuums als positive Kehrseite der Krise zu zeigen versucht. Dass in dieser, die Autonomie des Individuums ziemlich konsequent aussparenden Anlage des ersten Bandes, von Georg Simmel, dem Taktgeber der Individualisierungstheorie wenig oder nichts zu vernehmen ist, sei am Rande vermerkt.

Nun sind die Begriffe „Desintegration“ und „Integration“ für die soziologische Theoriebildung derzeit offenbar etwa so wichtig wie das Plus- und Minuszeichen in der Mathematik, wie ein Rezensent der beiden Bände (in der Frankfurter Rundschau) bemerkte. Sie waren es aber nicht immer. Und auch Durkheim, der als Professor der Philosophie in der laizistischen Tradition der französischen Geschichte (als getreuer Schüler Comtes) groß geworden war, hat diese Begriffe eher selten gebraucht. Sein Ausgangspunkt ist die Anomie, ein Begriff, mit dem eine gesellschaftliche Situation gezeichnet ist, in welcher der herrschende Konsens und die entsprechenden Normen auf breiter Front ins Wanken geraten und an Verbindlichkeit verlieren. Diese Verluste resultieren nun, was Heitmeyer et al. auch feststellen (I: 9–29), nicht aus der Verschlechterung objektiver Lebenslagen, sondern aus der Rasantheit der Veränderungen, die es nicht ermöglichen, dass sich an die Stelle der unter die Räder gekommenen Moral in genügend kurzer Zeit eine neue ‚Sicht der Dinge‘ entwickeln konnte. Getreu seiner laizistischen Tradition hatte Durkheim zu seiner Zeit eine Art wissenschaftlicher Morallehre im Auge, eine, nach Raymond Aron von professoraler Naivität durchdrungene Vorstellung, die in der Hoffnung gipfelt, eine Art soziologischen Katechismus in den französischen Schulen einzuführen (was ihm auch für kurze Zeit gelungen ist). Trotz des Versuchs, Durkheim in einen Bezugsrahmen von Robert K. Merton einzubauen, wäre die Anknüpfung an Max Weber und Georg Simmel der Thematik und der deutschen Diskussion vielleicht dienlicher gewesen.

Etliche der Autoren der beiden Bände machen explizit und implizit darauf aufmerksam. Nach Dubiel hat niemand aus der „Gruppe der soziologischen Klassiker“ so entschieden wie Georg Simmel mit dem Missverständnis aufgeräumt, dass es „ausschließlich assoziative Kräfte seien, die moderne Gesellschaften zusammenhalten“ (II: 425). Für Nassehi, der einen in der Luhmann-Nachfolge zu plzierenden gewichtigen Beitrag liefert (II: 113–146), ist Desintegration eine „notwendige Bedingung dafür, daß die moderne Gesellschaft sich in der Weise differenzieren konnte, dass sie gerade auf diejenigen evolutionshemmenden Stabilitäten verzichten konn-

te, die in traditionellen Sozialformen bestimmend waren“ (II: 138). Und Soeffner zufolge (II: 334–360) ist das Ideal des autonomen Individuums nicht „gegen“ die Zwänge moderner Industriel- und Verwaltungsgesellschaften entwickelt, sondern wird als „Verhaltenstyp von eben diesen Gesellschaften dem Einzelnen funktional abverlangt“ (II: 338). Und Durkheim selber sah in der Anomie eine Folge von, in modernen, arbeitsteiligen Gesellschaften ins Unermessliche wachsenden und durch die Moral nicht mehr regulierten und begrenzten Wünschen und Emotionen. „Die Wünsche“, so Durkheim in ‚Le Suicide‘, sind, „weil sie ausschließlich vom Einzelmenschen abhängen, unbegrenzt. Ohne eine regulierende Macht von außerhalb ist unser Empfindungsvermögen ein Faß ohne Boden, das sich mit nichts füllen läßt“ (1983: 38).

Desintegration

Der zuerst erschienene Desintegrationsband befasst sich in sechs Kapiteln in insgesamt fünfzehn Beiträgen mit Anomiepotentialen in gesellschaftlichen Teilbereichen. Strukturelle Zusammenhänge kommen ebenso zur Sprache wie Erscheinungsformen in sozialisationsrelevanten Lebensbereichen; individuelle Verarbeitungen werden wie auch unterschiedliche Intensitäten in Ost- und Westdeutschland und ethnische Konflikte abgehandelt. Obwohl in fast allen Beiträgen unentwegt von Entgrenzung, Entwertung, Entpolitisierung, Erosionen, Zerfall, Spaltung die Rede ist, fällt es schwer, den Bezugsrahmen zu erfassen, geschweige denn, die Beiträge auf ein einheitliches Konzept wie die Anomietheorie von Durkheim zurückzuprojizieren. Dementsprechend finden sich bei den versammelten Autoren die im Zeichen der Desintegration beschriebenen Anomiepotentiale, wo man hinschaut, und keineswegs nur in Situationen unermesslicher, nicht mehr regulierbarer Wünsche und Emotionen.

In diesem Sinne beklagt etwa Günter Albrecht (I: 506–557), dass die Forschung bisher vor der „Aufgabe versagt hat, das theoretische Konstrukt ‚Anomie‘ genauer zu fassen“ (I: 545). Deshalb lassen sich, so der Autor weiter, „entsprechende anomische Tendenzen bei einem weniger strengen Sprachgebrauch und bei weniger exakter empirischer Vorgehensweise allenthalben erkennen“ (I: 545). Allenthalben? Der instruktive Beitrag von Rüdiger Peuckert zu „Destabilisierung der Familie“ (I, S. 287–328) führt prototypisch die Schwierigkeiten vor Augen, die unüberschaubaren Wandlungsvorgänge der bürgerlichen Familie im Prozess der gesellschaftlichen Modernisierung auf anomische Tendenzen festzulegen. Die in der fa-

miliensoziologischen Literatur seit Jahrzehnten behandelten Wandlungsvorgänge lassen sich zwar, mit Blick auf die Pluralisierung der partnerschaftlichen Lebensformen und der durch die Scheidungen ausgewiesenen Instabilität der Partnerschaften und anhand der, den familiären Zusammenhang mit Konflikten aufladenden, zunehmenden Erwerbstätigkeit der Frau als anomische Konflikte denken. Deren desintegrative Auswirkungen auf die Sozialisation und die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder sind Thema seit Jahrzehnten.

Gerade weil der Verfasser versucht, sich einigermaßen eng an das Durkheimsche Anomiekonzept im Sinne einer nicht mehr durch Normen und Disziplin regulierten Ausweitung menschlicher Aspirationen zu halten, kommt die Analyse indessen nicht umhin, die gleichzeitige Entfaltung der persönlichen Autonomie immer wieder betonen zu müssen. Die Optionserweiterung hinsichtlich der Bildungschancen, der Arbeitsmöglichkeiten, die wachsende Mobilität, die Vielfalt der Konsummöglichkeiten, die Entstehung einer Biographie als Wahlbiographie, die Verwandlung von Vorgaben in Aufgaben, die entschieden werden müssen oder können; alles Zeichen einer, gerade durch die Erosion überkommener Werte ermöglichten eigenen, autonomen Lebensgestaltung. Wenn mittel- und langfristig mit dem gesellschaftlichen Umbruch in Ostdeutschland ein „Anwachsen von Wahlmöglichkeiten verbunden“ sein sollte (I: 322), so lässt sich dieser Vorgang nicht nur mit der Anomie-, sondern auch mit der Autonomiebrille lesen. Es ist hier nicht der Platz, weitere Beiträge zu diskutieren; sie sind jedenfalls, im theoretischen Hintergrund und im stilistischen Zuschnitt, sehr heterogen, was nicht unbedingt ein Nachteil für einen Reader sein muss, aber von Heitmeyer mit der Aufspannung der Durkheimschen Anomietheorie als gemeinsamem Bezugspunkt vermutlich nicht in diesem Ausmaß gewollt ist.

Integration

Der zweite Band mit dem Titel „Was hält die Gesellschaft zusammen?“ beschäftigt sich in fünf Teilen und insgesamt fünfzehn Beiträgen mit der Frage, welche „Bindekräfte“ die individualisierten, ethnischen und kulturell so vielfältigen Gesellschaften zusammenhalten bzw. noch zusammenhalten könnten. Ein einheitliches Ergebnis der, im Vergleich zum ersten Band, stärker politik- und praxisbezogenen Beiträge kann allenfalls darin gesehen werden, dass der „soziale Kitt“, die „potentielle Hefe“ (Heitmeyer) nicht in einem Durkheimschen soziologischen Katechismus

geteilter Wertvorstellungen erreicht werden kann. Das kosmische Dach ist in modernen Gesellschaften ein Satelliten- und Sternenhimmel, um ein die post-postmoderne Soziologie durchziehendes Wort zu gebrauchen, also ein farbenfroher Fleckerlbaldachin.

Was also wird bemüht, um die auseinander driftenden Gesellschaften und Individuen zu einengen? Die Angebote sind Vorschläge höchst unterschiedlicher Reichweite, ob nun kommunitäre Individualität (Keupp), solidarische Gemeinschaftspraxis (Meyer), Politik gegen ethnische Gruppen (Leggewie), Gesellschaftsvertrag (Hengsbach), Exklusion als Interdependenzunterbrechung (Nassehi), universale Minimoral (Nunner-Winkler), zivilisierte öffentliche Kommunikation (Sarcinelli), soziale Kontrolle und wohlfahrtsstaatliche Politik (Vester), ethnische Gruppenpolitik (Neckel) oder Rituale (Schoffner) thematisiert werden. Die Vorschläge oszillieren zwischen universalistischen Rezepten und lokalen Utopien, zwischen ubiquitär geteilten Werten und persönlichen Bindungen und Gruppenloyalitäten, zwischen Neubelebung eines Firmaments und Festigungsversuchen des Fundaments.

Mit Recht stellt Schoffner in seinem Beitrag (II: 334–360) fest, dass diesen Vorstellungen das „Mittelstück“ abhanden gekommen sei: „Zwischen dem individuellen, sich auf Nahgruppen gründenden Fundament und dem staatlich-gesellschaftlichen Dach fehlt der Wohnraum sozialer Welten“ (II: 353). Wenn, und davon ist realistischere Weise auszugehen, Abschied genommen werden muss von der Fiktion, dass die „Architektur von Gesellschaft auf mehrstöckige, hierarchische Großformen, Schlösser oder Monumentalgebäude festgelegt sei“ (Schoffner, II: 354), wenn auch Abschied genommen werden muss, von geschlossenen Enklaven einer verbindlich geteilten Identität (Keupp, II: 2309), wenn also die überkommenen Integrationsmodi und -garanten in modernen multikulturellen und pluralistischen Gesellschaften versagen, bleibt dann wirklich nur mehr der Versuch, die Zwischenmenschlichkeit durch Netzwerke, Selbsthilfegruppen, Selbstorganisationen, kurz, durch das Arsenal an, zwischen fehlendem Firmament und bröckelndem Fundament ihren Platz suchenden, lockeren Verbänden mit Wahl- statt mit Herkunftsgemeinschaften oder imperativen Ordnungen zu füllen? Allenfalls mit Hilfe von Ritualen, mit denen „Inter-subjektivität ohne Opferung der Subjekte“ (Schoffner, II: 345) erreicht und die Weite der Möglichkeiten und die Steigerung der Kontingenz gewissermaßen prozessual abgesichert werden können?

Mit erstaunlicher Zählebigkeit hält sich, außer der Anempfehlung, durch Ritualisierung Inter-

subjektivität zu erreichen, der Glaube, mit neuen Arten von Gemeinschaften, Projekten, Sozial- und Zivildiensten und allerhand anderen Formen gemeinschaftlicher mehr oder minder selbst organisierter Projekte, die Defizite einer auseinander driftenden Gesellschaft zu beheben. Je aussichtsloser die Verwirklichung erscheint, desto trotziger hält offenbar eine Wissenschaft, deren Praxisrelevanz umstritten ist, daran fest. Mit immer neuen Gefäßen und Bildern werden subpolitische zivilgesellschaftliche Initiativen bemüht, die die innere Kohäsion, das soziale Gewebe, den gesellschaftlichen Klebstoff, festigenden Gemeinsinn, sozialen Zement und soziale Bindekraft (vgl. Keupp II: 288) gewährleisten könnten.

Und erstaunlich ist ebenso, wie geradezu systematisch die Modi der ökonomischen und der politischen und auch der technischen Integration gegenüber der sozialen und kulturellen Integration hintangestellt werden. Dabei werden diese Bereiche in den für eine Grundlegung der ganzen Thematik eigentlich richtungweisenden Beiträgen von Richard Münch einerseits (Elemente einer Theorie der Integration moderner Gesellschaften, II: 66–113), Armin Nassehi andererseits (Inklusion, Exklusion – Integration, Desintegration), und die Theorie funktionaler Differenzierung und die Desintegrationsthese (II: 113–149) prominent angesprochen. Berufliche Arbeit, Märkte, Eigentumsordnungen, Vertragskonstruktionen, aber auch die gemeinsame politische Ordnung und die entsprechenden Verfahren und Verkehrsregeln oder vielleicht sogar virtuelle, informationstechnisch gestützte Gemeinschaften mögen zwar für die kulturelle Integration „in ihrer Reichweite begrenzt“ oder gar „ungeeignet“ erscheinen, gerade die kulturelle Integration von fremden Ethnien wird aber möglicherweise durch die schnelle wirtschaftliche und politische Eingliederung der Zuwanderer entscheidend vorangetrieben.

Fortschritts Hoffnung

Verblüffend ist schließlich für diesen zweiten Band (und implizit gilt das auch für den ersten), mit welcher Selbstverständlichkeit alle Autoren (zumindest vertritt keiner explizit das Gegenteil) Fortschrittshoffnungen anhängen. „Geht auch die Welt auf Krücken, der Fortschritt muss uns glücken“, dieser von Schoffner „frei“ nach Karl Kraus zitierte Satz gilt, manchmal mehr, manchmal weniger, für alle Aufsätze. Geradezu durchherrschend von einem unbedingten Fortschritts- und Machbarkeitsglauben sind etwa die Beiträge von Hengsbach (II: 207–233), Sarcinelli (II: 403–425), Dubiel (II: 425–447); eher implizit

ist die heilsgeschichtliche Hoffnung bei Nunner-Winkler (II: 360–403). Aber geben wir zu, was bleibt der zeitdiagnostischen Soziologie eigentlich anderes übrig? Desintegration erfordert Integration.

Aber auch umgekehrt! Man könnte sagen, dass eine Verabschiedung des Fortschrittsgedankens die Desintegrations- und Integrationsprozesse vielleicht weniger wie das Plus und das Minus in der Mathematik erscheinen ließen, oder wie die des Soll und des Habens in der doppelten Buchführung, sondern eher als Koevolution von Prozessen, die einander bedingen und steigern. Der in vielen Beiträgen der beiden Bände konstituierte Wertewandel, nach dem die traditionellen Pflicht- und Akzeptanzwerte gegenüber Selbstentfaltungswerten eine Rangverminderung erfahren hätten und Unabhängigkeit, Selbstverwirklichung, Autonomie und Freiheit in den Vordergrund träten, führt nämlich nicht nur zu einer kulturpessimistischen Deutung der Situation der Bundesrepublik. Diese befindet sich, so der Tenor des Herausgebers, in einer elementaren Identitätskrise, einer Zerreißprobe, in der vieles darauf hindeutet, dass „Desintegration zu einem Schlüsselbegriff zukünftiger gesellschaftlicher Entwicklungen avancieren wird“ und „weitreichende individuelle, soziale und politische Beeinträchtigungen und Beschädigungen auf die Tagesordnung gesetzt werden“ (I: 9).

In einer eher kulturoptimistischen Deutung wäre festzuhalten, dass die Bedingungen der Möglichkeiten von Freiheit, nämlich einerseits die Gegebenheit von Wahlmöglichkeiten, Optionen, andererseits die Emanzipation aus gegebenen Ordnungen, Gewissheiten und Selbstverständlichkeiten sind. Daraus resultieren selbstredend Unübersichtlichkeit, Orientierungslosigkeit, Desintegration; aber auch ein, von manchen schwer, von anderen leicht zu ertragender Zuwachs an Möglichkeiten. Als Begründung für die Heraufkunft des „letzten“ nur mehr reaktiv dahindämmernden Menschen am Ende der Geschichte schreibt Friedrich Nietzsche in der Vorrede zum Zarathustra-Buch: „Wer will noch regieren? Wer will noch gehorchen? Beides ist zu beschwerlich. Kein Hirt und eine Herde!“ Dieser von Nietzsche, auch von Max Weber (das Gehäuse der Hörigkeit), und zuletzt von Francis Fukuyama (das „Ende der Geschichte“) befürchtete „passive Nihilismus“ ist im Zeichen einer Auflösung der Grenzen und der Globalisierung, einer gesteigerten Aktivität in allen Bereichen, auch im Reich des Geistes, gewichen.

Insofern sind Systematisierungen der noch vorhandenen oder neu zum Leben zu erweckenden Integrationsmodi, wie sie Sander und Heit-

meyer im Schlussbeitrag des Integrationsbandes versuchen (II: 447–483), nützlich und notwendig. Unter einer von den Autoren verfolgten prozesstheoretischen Perspektive gilt es, das Augenmerk gewiss weniger auf die für vormoderne Gesellschaften typische normativ-harmonische Sphäre geteilter Wertvorstellungen oder die insbesondere im kommunitaristischen Denken hervorgehobenen und in den Reformvorstellungen zuverlässig wiederkehrenden „small communities“ und kommunitärer und selbst organisierter kleiner Gemeinschaften zu richten, sondern auf das kontinuierliche Prozessieren von Solidaritäten und nach entsprechenden Modi der Integration (Münch, II: 103). Es mag sein, wie Nunner-Winkler nachzuweisen versucht, dass es über Verfahrensregeln und tugendhafte Prozeduren hinaus Minima zeitlos gültiger inhaltlicher Bestände gibt (II: 360–403). In einer Gesellschaft, die sich andauernd von Gewissheiten zu lösen versucht und den Operationsraum des Denkens und Tuns steigert, erfahren indessen auch zeitlose Tugenden und Wahrheiten Umdeutungen und Neuauslegungen, auf dem Papier und in der Lebenswirklichkeit.

Könnte es nicht sein, dass die Desintegration moderner Gesellschaften, die nachlassende soziale Kohäsion und Integration retrospektiv als ein Verlust erscheint, und prospektiv, im Lichte einer fortschrittsorientierten Heilsgeschichte, an deren Ende eine glückliche, integrierte Weltgesellschaft leuchtete, nur mehr als beklagenswertes Defizit! Eine geschichtsphilosophisch gereinigte Soziologie hätte möglicherweise den Abgleich mit einer wie auch immer gearteten Vergangenheit mit einer leuchtenden Zukunft zu vermeiden und die Gegenwart allein in ihrem Prozessieren zu beschreiben. Dass in einer globalen Welt, in der alles aufeinander stößt, was vordem getrennt war, und damit die alten Gewissheiten inhaltlicher oder prozeduraler Art unterminiert werden, auch die Autonomie des Einzelnen wächst und gleichzeitig und gerade dadurch die Unberechenbarkeit der Zukunft zunimmt, und diese Ungewissheit mit einer wachsenden Zahl von Deutungen versehen wird (wovon „Anomie“ eine ist), und von einer entsprechenden und wachsenden Zahl von Vorschlägen begleitet ist, ist Zeichen von wie nie zuvor gewachsenen, entscheidungsoffenen Handlungsspielräumen. Mit ihren weit gespannten Versuchen und divergierenden Herangehensweisen demonstrieren die beiden Bände selber die Erosion von Verbindlichkeiten und die Ausweitung der Handlungs-, in diesem Fall der Denk- und Deutungsspielräume.

Peter Gross

ALLGEMEINES

Hans Joas: Die Entstehung der Werte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997. 321 Seiten. ISBN 3-518-58254-2. Preis: DM 48,-.

Seit geraumer Zeit korrigiert Hans Joas die Begrenztheiten der soziologischen Handlungstheorie aus der Sicht der pragmatischen Philosophie. So hat er mit einiger Konsequenz seinem vor sechs Jahren erschienenen Buch über „Die Kreativität des Handelns“ und einer im selben Jahr erschienenen Sammlung wichtiger Vorarbeiten eine Monographie über „Die Entstehung der Werte“ folgen lassen, in der er den Versuch unternimmt, gegen die Theorie des rationalen Handelns, die sich bei der Erklärung nicht-willentlicher bzw. „vorreflexiver Strebungen“ schwer tut, und gegen Parsons' Ansatz, der Werte schlicht voraussetzt, die These zu verteidigen, dass Werte in „Erfahrungen der Selbstbildung und Selbsttranszendenz“ ihren Ursprung finden. Er bezeichnet seine Fragestellung als „anthropologisch“, worunter aber nicht das Bemühen zählt, eine Erklärung der Genese des menschlichen Bewertungsvermögens zu geben, sondern der Versuch, die Frage zu klären, wie „nicht wählbare und doch freiwillige“ Wertbindungen zustande kommen. Seiner Ausgangsthese nach sind solche „unhinterfragten Wertbindungen“ und damit die „anerkannten Maßstäbe für unsere Wünsche“ in letzter Instanz in „tiefen Gefühlen“ verankert; diese verdanken sich, wie religiöse Erfahrungen – für Joas der paradigmatische Fall der Wertentstehung – vielfach belegen, einem „Ergriffensein, nicht einem Entschluß“. Zugleich wirken solche Werterfahrungen auf die Stabilisierung der Persönlichkeitsstruktur hin, indem sie „unentbehrlich für unsere Selbstbeschreibung und Orientierung“ werden, was im positiv bewerteten Fall als „Identität“ bezeichnet zu werden pflegt. Gleichwohl ist diese Selbstdeutung auf den Zuspruch anderer angewiesen bzw. durch deren Verweigerung gefährdet, was auf die weitere Notwendigkeit der Akteure verweist, sich die kollektive Geltung solcher persönlichkeitskonstituierender Wertegefühle in Interaktionen testieren zu lassen, d.h. „der Selbstbeziehung des Menschen ist in radikaler Weise ein kommunikativer Charakter zuzusprechen“.

Joas versteht seine Untersuchung nicht als induktive Sammlung theorierelevanter Gesichtspunkte, wie wenig er eine deduktive Prüfung der Konsequenzen allgemeiner Annahmen beabsichtigt; vielmehr steht seine Ausgangsthese von Beginn an fest und er sucht sie in Form einer her-

Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie

1

Herausgegeben von
Jürgen Friedrichs, Karl Ulrich Mayer
und Wolfgang Schluchter

Aus dem Inhalt:

Thomas Schweizer †: Wie versteht und erklärt man eine fremde Kultur?

Christian Joppke: Einwanderung und Staatsbürgerschaft
in den USA und Deutschland

Rolf Becker und Markus Niefeld: Arbeitslosigkeit und Bildungschancen von
Kindern im Transformationsprozeß

Marc Szydlík: Erben in der Bundesrepublik Deutschland

Daniel Weimer, Mark Galliker und Carl F. Graumann:
Die Heidelberger Akzeptanz-Skala

Yasemin Niephaus: Der Einfluss vorehelichen Zusammenlebens auf die
Ehestabilität

Wulf Hopf: Waren die Ostdeutschen moralische Marionetten?

Heiner Meulemann: Wessen Marionetten?

Nachrufe auf Niklas Luhmann, Dietrich Goldschmidt und Hans Anger
Berichte vom Soziologiekongress 1998 in Freiburg